



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

du die nehmen würdest, hätte ich dich beinahe nicht gehalten. Du gewinnst mit ihr ein wahres Kleinod.

Hm! ja. Ich sehe in der That keine Veranlassung, meine Wahl zu bereuen.

Aber Louis, was hast du für steifleinene Hosen an. (Duttmüller sah auf seine Beinkleider, die zwar die vorgeschriebne Bügelsalte hatten, aber durchaus nicht von Leinwand waren.) Redest du wie ein glücklicher Bräutigam? Macht das der vornehme Umgang?

Hm! ja. Die Verhältnisse haben sich geändert. Man ist in andre Sphären eingetreten und muß sich dem entsprechend benehmen. Übrigens bin ich gekommen, dich zu meiner Hochzeit einzuladen.

Mich? Sieh mal, das ist nett von dir.

Du möchtest, läßt dir die gnädige Frau sagen, für gnädiges Fräulein Ellen als Brautführer fungieren.

Oh! Was für eine Ehre! Und die häuft man auf mein unwürdiges Haupt? Da ist gewiß der eigentliche Brautführer abhanden gekommen.

Hm! ja — nein — das heißt —

Du brauchst nicht verlegen zu werden. Ich bin nicht so abgeschmackt, zu glauben, daß die Welt ganz expreß auf mein Erscheinen wartet. Auch bin ich nicht so dumm, mich bei Tisch nicht an einen Platz setzen zu wollen, auf dem eigentlich ein anderer sitzen sollte. Ich komme, und ich komme gern. Ich möchte doch einen alten Freund wie dich mit unter die Haube bringen helfen und deine Braut, von der ich viel gutes gehört habe, kennen lernen. Aber nun komm! Wir stehn schon viel zu lange auf dem Pflaster. Da ich mein eignes Zelt noch nicht aufgeschlagen habe, so werde ich dich in unserm Kasino empfangen.

Als Doktor Duttmüller nach einer Stunde wieder abzog, war er aufgeräumter, als er sonst zu sein pflegte.

Überbringe deiner gnädigen Frau meinen Dank, rief ihm Wandrer nach, und ich würde nicht verfehlen, mich ihr morgen früh vorzustellen.

Vorstellen? Die Sache war Duttmüller nicht geläufig, er verlor sie aus dem Auge und vergaß sie. Nachmittags fuhr Wandrer nach Braunsfels, um sich rechtzeitig einzurichten.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ernsthafte Betrachtungen über Menschentum und Herrenrecht. Mensch ist nach dem deutschen Wörterbuch von Heyne die Bezeichnung der höchsten Gattung der Erdbewohner. Das Wort hängt vermittelt einer verbürgten Etymologie, die man in Kluge, Paul und Heyne nachschlagen kann, auf dem Umwege „Mann“ (man darf also nicht bloß unter „Mensch“ nachsehen!) mit dem indogermanischen Stamme man, d. i. „denken“ („mahnen“) zusammen. Danach wäre die Grundbedeutung von „Mann,“ sagt Kluge in seinem etymologischen Wörterbuch, „denkendes Wesen,“ aber, setzt er hinzu, als sicher dürfe man dieses Etymon nicht gelten lassen. Mir kommt das auch so vor. Ich will gar nicht Kluges weitere Erwägungen verfolgen, die schließlich darauf aufmerksam machen, daß sich der vedische Indra in der That als paçu = „Bieh“ bezeichnet habe, was allerdings auf einen starken Grad von bewußtem Untermenschentum schließen läßt; ich will nur bemerken, daß ich meiner Frau gewöhnlich — wenigstens in meinem Herzen; äußerlich weiß ich meine Stellung zu wahren — im Denken den richtigen Verstand zusprechen muß. Allerdings steckt nach Maßgabe des noch

üblichen „jemand“ und „niemand“ und des Pronomen „man“ in dem Worte „Mann“ die allgemeine Bedeutung „Mensch“ für beide Geschlechter, und im Angelsächsischen und danach im Englischen hat man sich z. B. ungeniert wifmon = woman bis heutigentags ausgedrückt, während Paul Kluge sachlich ergänzt und in dem Artikel „Mann“ erwähnt, daß Du. (was Martin Luther bedeutet) und andre vor ihm — auch andre nach ihm, wie Boß — die Femininbildung „Männin“ (allerdings wohl nach dem lateinischen Text der Bibel) gebraucht haben. Diese Bildung hat aber schon bald den fatalen Beigeschmack von „Mannweib“ erhalten und ist jedenfalls nicht gebräuchlich geworden zur Bezeichnung der Gehilfin, die der liebe Gott dem Manne aus einer Rippe geschaffen hat.

Der Geist der Sprache hat vielmehr neben die maskulinen Formen „Mann“ und „Mensch“ an Stelle dieser „Männin“ oder der naheliegenden „Menschin“ ein Neutrum „das Mensch“ gesetzt, mit dem Plural „die Menscher.“ Ohne alles Arg, wie sich ja der Geist der Sprache noch heute in Unvorsichtigkeiten, wenn man sich nicht mit Wustmann: in „Sprachdummheiten“ ausdrücken will, weiter hilft. Wohin so etwas führt, kann man bei Kluge in zarter Andeutung, bei Paul in ungeniertem Ausdruck lesen. „Mei Mensch ist lei Mensch, Ihr Mensch is e Mensch,“ hat einmal eine Dresdner Dame in aufwallender Entrüstung gesagt, indem sie die ursprünglich harmlose Bedeutung des Wortes mit seiner spätern verhänglichen durcheinanderwarf. Seit aber die gattungsmäßig ganz richtige Bezeichnung von „Mensch“ für das weibliche Geschlecht wenigstens der gebildeten Gesellschaftsklassen als fatal empfunden wurde und gesellschaftlich ganz unmöglich geworden war, wobei die Frauenfrage noch gar nicht einzugreifen brauchte, weil sie noch nicht vorhanden war, rückte die Weiblichkeit in ein neutrales Gebiet, wenn auch nicht der Übermenschlichkeit, obwohl sie es dem männlichen Menschen doch meistens war, so doch der Außermenschlichkeit, der . . . e [die Hoffmanne], oder . . . en [die Schulzen], oder der . . . sche [die Müllersche], oder wie es sonst die Dialekte mit sich brachten, bis zum gnädigsten Fräulein und der Allergnädigsten.

Aber die Welt steht nicht still, und die Frauenfrage erhob ihr Haupt. Eine der nettesten Seiten von ihr ist, daß sich edle Weiblichkeit auf ihr Menschentum befaunt. Man fühlte plötzlich und mit Recht dieses Außerhalbdesmenschentumsstehn als einen nicht gebührlchen Zustand und griff wieder nach der Bezeichnung „Mensch“ als etwas, was nach dem Angelsächsischen klärlch beiden Geschlechtern gleichmäßig Zustehendes war. Als eine ganz eigentümliche Neuerung der Sprachdummheit, wenn man mit Wustmann reden will, oder mit andern des Sprachgeißs, der ja in der Sprachbildung lebendig ist und sich in immer neuen — wir wollen sagen in immer neuen Unregelmäßigkeiten zeugungskräftig erweist, zeigt es sich nun aber, daß das weibliche Jngentum den männlichen Charakter nicht, wie es die Frauenfrage hätte vermuten lassen können, beim Menschen überhaupt annulliert, sondern daß es ihn auf sich übernimmt. „Sie ist ein prächtiger Mensch!“ „Sie ist eine Seele von einem Menschen!“ „Sie ist ein Mensch, der seinen Mann steht!“ und ähnliches sagen die fortgeschrittenen Damen voneinander. Der nächste Schritt wird freilich sein, daß sie uns Männer ganz ausmerzen und untereinander heiraten werden.

Wir Männer sind selbst schuld daran, wenn es so weit kommt. Ganz abgesehen davon, ob wir etwas mit dem indogermanischen Stamme man zu thun haben oder nicht, wir wissen überhaupt nicht unter uns Ordnung zu halten. Es ist schon ein Beweis unsrer Decadence, daß wir öffentlich der Frauenfrage gegenüber und privatim — nun, wozu wir uns privatim veranlaßt sehen, mag unsre Privatsache bleiben [meine Frau meint: Du hast doch nur gute Erfahrungen gemacht]; daß wir also den Willen unsers Herrgotts nicht erfüllen, der geboten hatte: Er soll dein Herr sein; sondern elend kneifen und die Erfüllung der uns auferlegten Funktion feige unterlassen. Wenn man uns entgegenreten und hier von force majeure sprechen wollte, so würden wir freilich schweigen müssen. Wir

wollen uns aber auf einen objektiven Standpunkt stellen und zeigen, wie wir in uns selbst zusammengesunken sind.

Es ist unzweifelhaft, daß es Rangunterschiede in der Welt nicht nur giebt, sondern geben muß. Wenn ich von meinem Herrgott spreche und an mich denke, so fällt der Unterschied sofort auf. Für mich ist er schlechthin der Herr, und ich bin schlechthin der Knecht. Aber das Verhältnis setzt sich fort. Wenn wir auch ganz von dem wifmon absehen, zwischen dem und uns der Schöpfer doch eigentlich ganz klärllich ein Abhängigkeitsverhältnis bestimmt hatte, so giebt es doch auch andre Fälle, wo dieses Verhältnis außer Zweifel steht. Mein Junge sollte sich unterstehn, gegen mich als den pater familias aufzumucken. Es geht schon aus der Wurzel pā, schützen, hervor (angels. fédan = engl. foed, füttern), von der man das Wort Vater herleitet, daß ich die Suprematie über ihn habe. Ich schütze und füttere aber unter Umständen nicht bloß meine leiblichen Nachkommen, sondern auch andre, die ihren Vorteil darin finden, mir Dienste dafür zu leisten. In patriarchalischen Verhältnissen wird sich so etwas ganz gemütllich und freiwillig arrangieren. Der eine wird der Herr, der andre der Knecht (was ursprünglich gleichbedeutend mit Knabe, also mit dem Verhältnis zwischen mir und meinem Jungen, von Vater und Sohn ist) sein; nicht einmal die Sozialdemokraten kommen ohne solche Abhängigkeitsverhältnisse aus, ganz abgesehen vom engsten Familienkreis, für den sie sogar das Prinzip der Prügelstrafe aufrecht zu erhalten scheinen.

Herr und Knecht sind also ein natürliches Verhältnis. Wie weit aber setzt es sich „naturgemäß“ fort? Bei der Untersuchung dieser Frage kommen wir zu der auffallenden Thatsache, daß wir sie nur retrospektierend beantworten können. Was heißt überhaupt „Herr“? Die Wissenschaft antwortet — wir folgen Heyne und Paul —: Zunächst war Herr eine Bezeichnung, die der Abhängige „dem-jentigen“ beilegte, dem er unterstellt war. Sie hängt vermittelst der Etymologie mit „hehr,“ das eigentlich grau und greis bedeutet, zusammen, und bedeutet also soviel wie ehrwürdig, und damit erhaben, und ist eine Komparativform von hehr; also der Erhabnere, d. h. der Oberherr, Gebieter, Besizer, Eigentümer. Später wurde eine Standesbezeichnung daraus, die Etikette verlangte frühzeitig, daß man den Höhergestellten, auch wenn man nicht von ihm abhängig war, als hërro und sogar min hërro anredete, demnächst wurde es Forderung der Höflichkeit, auch dem Gleichgestellten dieses Prädikat zu geben. Es wurde eine Zeit lang das Zeichen des Adels. Zunächst aber kam der Titel nur den reichsfreien Adllichen\*) zu, die in der Würde nach Fürsten und Grafen folgen und dem einfachen Edelmann vorausgehen („Graf, Herr oder vom Adel“); später dann allen Mitgliedern des höhern und des niedern Adels, weiter allen in irgend einer Weise regierenden Personen, den Geistlichen und den obrigkeitlichen Personen, und endlich jedem Mann von geselliger Bildung und äußerlich anständiger Erscheinung — ganz natürlich, denn darin waren wohl die Patrizier und Regierenden der Städte späterer Zeit den Standesherrn der ältern Zeiten in mancher Beziehung sogar „über.“ Früher hatte das einfache Herr auch für den Höchsten genügt, wie denn Hans Wendig, der Schäfer, in der schönen Ballade „Der Kaiser und der Abt“ bei Bürger sagt: „Herr Kaiser, groß hab ich soeben nichts nötig,“ und in Chamisso's „Kleidermachermut“ die Schneidergesellen, die nichts von den Schneidermamsellen wissen wollen,“ fordern: „Herr König, das sollst du uns schwören.“ Das preußische Herrenhaus und das noch übliche Wort „Standesherrn“ sind Reste aus der Zeit der größern Vornehmheit des Wortes.

Was sehen wir nun aber aus alledem? Daß es mit unsrer Herrlichkeit immer

\*) Es fällt wahrscheinlich auch hier wieder auf, daß wir „adlich“ mit dem ch schreiben, aber wir bringen es nicht übers Herz und werden es trotz aller Kultusministerien und Rechtschreibungen nie thun, dieses Wort in die Reihe: fettig, ölig, schmierig, dreckig usw. zu setzen, statt ihm die gebührende Stelle in der Reihe: kaiserlich, königlich, fürstlich, gräfllich, bürgerlich anzuweisen.

tiefer heruntergegangen ist. Zwar dürfen wir Männer unsrer Zeit uns eines „Grades von gefelliger Bildung und äußerlich anständiger Erscheinung“ rühmen, der ganz gewiß manchem hohen Herren früherer Zeiten nicht erreichbar war, und ein gewisses Herrenrecht kann man uns nicht bestreiten — aber, und das ist ja das, worauf ich hinaus will, wir sind ganz unfähig geworden, es festzuhalten. Es rutscht weiter! Daß die Buben nicht mehr sagen, wie die Söhne früherer Zeiten, „mein Herr Vater,“ sondern „mein Alter,“ will noch nicht so viel bedeuten, da es hinter dem Rücken der Herren Väter geschieht, und wir es gewissermaßen als einen Aftivismus betrachten können, indem wir es auf das „hehr, grau und greis“ zurückdeuten könnten. Aber es mahnt doch auch bedenklich daran, daß die eine Seite des patriarchalischen Verhältnisses, das ich als natürlich bezeichnete, das von Herrn und Knecht, in rapidem Schwinden begriffen ist. Wie singt Leporello? „Ich will selbst den Herren machen und nicht länger Diener sein.“ Da sitzt! So ist durch die Jahrhunderte durch gegangen. Niemand will mehr Diener sein — natürlich wenn er über sich sieht; wenn er unter sich sieht, will er Herr sein, erst recht, und je geringer seine Machtbefugnisse sind, desto herrischer sucht er sie geltend zu machen. Die Herren Schutzmänner, die Herren Subalternen in den Amtsstuben, die Herren Unteroffiziere, eine gröbere Gesellschaft giebt es nicht — es herrscht ein wunderliches Durcheinander von aristokratischen und demokratischen Anschauungen. Die Adlichen selbst haben sich den Feszen „Herr“ gegenseitig abgerissen, bis ihn das Bürgertum ihnen wegriß und triumphierend damit abzog. Aber hält dieses ihn wenigstens fest? Nein, seine Aristokratie war nicht weit her; natürlich steckt etwas stark Demokratisches im Bürgertum, und das äußert sich in geradezu komischer Weise in seiner Angst vor der Plebs, aus der es ja allerdings erst hervorgegangen ist.

Woher mögen wohl die „Herren Schutzmänner“ und ähnliches stammen? Wer ist zuerst darauf gekommen, ohne Gefühl für die Sprachdummheit der „Herren Männer“ die „Ratsknechte“ ehrfurchtsvoll mit „Herr“ anzureden? — „Herr Schutzmänn, Sie haben zu beschwören — ich setze die Vereidigung »bis nach« Ihrer Vernehmung aus —, daß Sie gehört haben, wie der Angeklagte Müller, der vorgiebt, sinnlos betrunken gewesen zu sein, verächtlicher Weise das Wort »Schutzmensch« hinter dem dienstthuenden Herrn Schutzmänn Schunke hergerufen habe. Erzählen Sie uns einmal den Vorgang.“ — Mensch! Es ist klar, daß diese Bezeichnung als verächtlich aufgefaßt werden muß, wo doch schon „Mann“ und „Leute“ nicht mehr als genügend für die Würde des Mannes aus dem Volke angesehen werden kann. Unfre Herren Schleusenräumer, Laternenputzer, Markthelfer, Handlanger usw. würden große Augen machen, wenn man ihnen ihr Herrenrecht vorhalten würde. Unter sich halten sie ja noch ein gewisses patriarchalisches Verhältnis aufrecht, und die gereiften Naturen denken nicht daran, etwa bei einer Verkehrsstockung ihrem ihnen in den Weg gerathen jüngern Nächsten zuzurufen: Sie dreckiger Herr Saujunge, machen Sie, daß Sie mit Ihrer Karre rieberkommen, gottverdammich! — sie lassen den „Herrn“ ganz gewiß weg und sagen statt dessen etwa „dummes Luder“ und bedienen sich der zweiten Person Singularis. Aber wenn sie etwa ein Herr Amtsrichter so anreden wollte!

Ich kann es mir nicht anders erklären, als daß es ein Sinken des berechtigten Herrenbewußtseins ist, was zu diesem Preisgeben des Vorrechts im Titel an die untersten Beherrschten geführt hat. Ist denn der Janhagel wirklich unser „Herr,“ als der er respektvoll tituliert wird? Man kann sehr von dem Recht der Persönlichkeit durchdrungen sein und wird doch die Forderung stellen, daß auch dieses Recht erworben sein muß; wer Herr heißen will, muß eben erst wirklich eine Persönlichkeit, unter anderm Herr über sich selbst sein; der Grad der Leistung giebt die Höhe der Stellung, und auch der, dem eine bevorzugte durch Erbschaft zu teil geworden ist, muß sich das Recht darauf neu erwerben, wenn er nicht bald sinken will. Mancher, der auf niedriger Stufe geboren ist, hat die Fähigkeit, sich emporzuschwingen, und in unsrer Zeit sind niemand Grenzen gezogen. Bringe ich es

aber nicht weiter, als in der Reihe der Rübenhacker zu stehn, so bin ich eben kein Herr, sondern ein Knecht. Es ist kein Sieg der demokratischen Idee, wenn ich auch dem Untergebenen den Titel „Herr“ zuerkenne, denn auch die reinsten Demokratie kann, wie ja die Herren Schutzmänner, die Herren Bureau-subalternen, die Herren Eisenbahnschaffner, Gendarmen und Zollwächter beweisen, nicht ohne Machtbewußtsein und Gewalt über die Menge auskommen; es ist die plebejische Gesinnung der zum Herrschen Unfähigen, die der massenbewegende Industrialismus unsrer Zeit in die Höhe hebt. Die Masse derer, die in unsern modernen Verhältnissen für Stellungen gebraucht werden, die eigentlich Herrenämter sind, ist so groß, daß eben Tausende zu Rang und Würden kommen, denen bei ihrer Gottähnlichkeit bange wird, und die deshalb den unter ihnen stehenden einen so lächerlichen Respekt erweisen. Daß die hohe Polizei in Übereinstimmung mit dem Fleischer- und dem Bäckergejellen sowie meinem Viktualienlieferanten meine Köchin und mein besenschwingendes Stubenmädchen „Fräulein“ titulieren (Fräulein Stubenmädchen), ist eine natürliche „Begleiterscheinung“ des Herrensystems.

Das noch lächerlichere Gegenstück ist es aber, wenn sich diese sich vor der Menge respektvoll verbeugende Mittelmäßigkeit mit der geschmacklosesten Angstlichkeit an das Wort klammert, wo es aus dem entgegengesetzten Grunde zur Sinnlosigkeit wird. Wenn der Ehrentitel Oberlehrer nicht mehr genügt, sondern der Inhaber Herr Oberlehrer genannt zu werden verlangt; wenn aus den ehrwürdigen Bürgern unsrer Hochschulen, unsern Jungen, den Studenten, die lächerlichen Figuren der Herren Studierenden gemacht werden; wenn Stadtrat, Professor, Bürgermeister, Abgeordneter, Richter, Direktor, Superintendent, Pastor, Hilfsgeistlicher und Kandidat usw. nicht mehr als genügende Ehrentitel empfunden werden (man denke sich bei unsern verhassten Bettern über dem Kanal einen Mr. professor!); wenn der Schusterjunge nicht mehr „Meester“ sagen darf sondern „Herr Kullicke“ sagen muß; wenn nächstens die Einjährig-Freiwilligen Kanoniere zu Herren Einjährig-Freiwilligen avanciert sein werden; wenn es nicht mehr heißen heißt: „Der dritte Mann im zweiten Glied! ziehn Sie den Bauch ein, Sie verhunzen die ganze Richtung!“ sondern: „Der dritte Herr im zweiten Glied wird höflichst gebeten, sich im Interesse einer guten Richtung etwas in seinem Profil zu mäßigen — da stehn wir auf der Höhe des Menschentums.“

Hier sind wir endlich wirklich am Ende unsrer Betrachtungen angekommen, hier stehn wir vor einer Ehrbedürftigkeit, die mit dem Komparativ von „hehr“ nichts mehr zu thun hat, sondern zur reinen Albernheit wird, und wo sich Kluges Zweifel an der Richtigkeit des Cymons Mann = man = denkendes Wesen mit Evidenz als berechtigt erweist — wir erkennen die ganze Kläglichkeit des Herrseinkommens und des nicht Herrseinkommens.

Wilhelm Tell in Frankreich. Da jetzt Goethes Iphigenie erfolgreich in Brüssel in französischer Sprache aufgeführt worden ist, und Leipziger Studenten die deutschen „Räuber“ nach Paris bringen wollen, werden sich die Franzosen vielleicht erinnern, welchen Einfluß Schillers Wilhelm Tell einst auf die Pariser Theater hatte, und daß sie eine hervorragende Übersetzung des Schillerschen Dramas haben, die des Romantikers Michel Pichat. In der letzten Nummer der ausgezeichneten Revue d'histoire littéraire de la France erzählt Latreille in einer Biographie Pichats, wie die Verschwörung vom Rütli im Jahre 1828 die Pariser Bühne beherrschte. Im Gaitétheater spielte man einen von Pixérécourt und Benjamin verfaßten Guillaume Tell, von lebhafter dramatischer Handlung aber phrasenhafter Sprache. Im Théâtre Feydeau nahm man die ältere komische Oper von Grétry und Sedaine wieder auf, die in Beziehung auf Text wie Musik verbessert worden war. Villeneuve und Dupeuty schrieben für das Vaudevilletheater Les trois cantons ou la confédération suisse, obgleich die Bühne des Vaudeville so klein war, daß nur fünfzehn Mann auf dem Rütli erscheinen konnten, Geßlers Gefolge und Soldaten zusammen zehn Personen ausmachten und der Apfelschuß auf eine Distanz

von vier Fuß stattfand. Zu derselben Zeit führte eine englische Truppe in Paris den William Tell von Knowles auf, einen verkürzten Tell mit burlesken Einlagen, der aber durch den Schauspieler Macready, einen hervorragenden Künstler, der die Titelrolle gab, großen Erfolg hatte. Und 1829 folgte Rossini mit seiner großen Oper, die heutzutage allein noch die damalige große Wirkung von Schillers Drama auf die Franzosen repräsentiert. Michel Pichat war aber ganz besonders von dem deutschen Tell beeinflusst worden; ein Gedicht von ihm le serment des trois Suisses war kurz vor Pichats 1828 erfolgtem Tod in den Annales romantiques erschienen, und seine, nach Latreilles Ansicht hervorragendste, französische Übersetzung von Schillers letztem Drama wurde am 22. Juli 1830 im Odéon mit dem größten Erfolg aufgeführt. Es hätte sich wohl noch länger gehalten (es kam zu sieben Vorstellungen), wäre die Julirevolution nicht dazwischen gekommen. Schon in der dritten Vorstellung spielte man vor leerem Hause, und der Direktor Havel sagte (Histoire de l'Odéon) zu seinem Regisseur, als er durch das Guckloch im Vorhang die vielen sah, die nicht da waren: „Heute kann man das Sprichwort »Kein Geld, keine Schweizer« umkehren, heute haben wir mehr Schweizer als Geld.“ Pichats Übersetzung ist erst 1870 — vor dem Kriege — im Druck herausgekommen, ihre Wirkung verschwand in dem Kriege. Sie ist dadurch nicht vollständig, daß der Franzose von der Nebenhandlung das, was nicht ganz nach französischem Theatergeschmack war, nicht übertrug. Aber das Ganze ist dramatisch; in der Sprache ist Schillerscher Geist, und Pichat steht hoch — wir vergleichen die gegebenen Beispiele — über der Prosa des Mr. de Barante. Hören wir nur Arnold Melchthals (II. Akt, 4. Szene) aus sieben Schillerschen übersezte neun französische Verse:

Et si tous nos seigneurs tremblant pour leurs troupes,  
 Restent sourds à ma voix; si d'un lâche repos  
 Je ne puis arracher l'habitant des campagnes,  
 Ma trompe éveillera les échos des montagnes.  
 Là, des pasteurs errants la sauvage fierté,  
 Respire près des cieus l'air de la liberté!  
 Ils n'ont point dans leurs cœurs fait mentir la nature:  
 Je leur raconterai mon horrible aventure  
 Et leurs cœurs répondront aux cris de mes douleurs.

Die französischen Romantiker haben Schillers Tell einst le plus grand chef d'œuvre de la scène allemande und l'un des chefs d'œuvres de l'art dramatique genannt. Bis jetzt beherrscht von deutscher dramatischer Litteratur eigentlich nur Sudermanns Heimat die französische Bühne; hier und da sieht man sich auch Hauptmanns Weber an; und neuerdings wird in Paris auch „Die Ehre“ aufgeführt (Quelle nouveauté. Juste Ciel! ruft pathetisch ein Franzose im Correspondant vom 25. Dezember 1901 aus). Da man vielfach liest, daß die französische dramatische Kunst jetzt nach andern Problemen und Zielen ausschaut, denkt man vielleicht dort an Schillers Tell, den die Romantiker in Frankreich so hoch stellten. Es wird ja zur Zeit der größte französische Romantiker gefeiert: Viktor Hugo, der einmal schreibt (Mitteilungen des Allgemeinen deutschen Schulvereins): „Die deutsche Natur verflüchtigt sich gleichsam und schwebt über den Nationen. Der deutsche Geist ist wie eine unermessliche Geisteswolke, durch welche Sterne glänzen.“ Freuen wir uns, daß wir Iphigenie und Tell gegen La robe rouge und La veine, die jetzt die deutschen Hof- und Stadttheater beherrschen, exportieren können. m.